

INHALT

8	Vorwort Bernhard Purin
15	Krieg! Juden zwischen den Fronten 1914–1918. Eine Wechselausstellung im Jüdischen Museum München Ulrike Heikaus
33	Essay 1 Deutsche Juden und die Liebe zum Militär Ute Frevert
40	Essay 2 Papierne Psychen. Zur Psychographie des Frontsoldaten nach Paul Plaut Julia B. Köhne
48	Essay 3 Paul Lebrechts Kriegstagebuch Jason Crouthamel
56	Essay 4 Jüdische Soldaten und Religion an der Front David J. Fine
64	Essay 5 Bilder erzählen. Eine Annäherung an die Lebenswirklichkeit osteuropäischer Juden im Ersten Weltkrieg Ulrike Heikaus
72	Essay 6 Chemie als Waffe: Fritz Haber und Richard Willstätter im Ersten Weltkrieg Florian Schmaltz
80	Essay 7 „Nun sind wir gezeichnet“ – Jüdische Soldaten und die „Judenählung“ im Ersten Weltkrieg Anna Ullrich
88	Essay 8 Eduard und Hans Bloch – Zwei Generationen jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg Sinja Strangmann
96	Essay 9 Krieg in der Erinnerung – Krieg um die Erinnerung. Das Gedenken an die jüdischen Gefallenen nach 1918 Tim Grady
104	Verzeichnis der Ausstellungsexponate
114	Iglhaut + von Grote: Zur Ausstellungsgestaltung
115	Autorinnen und Autoren
116	Leihgeberverzeichnis
115	Dank
115	Bildnachweis



17 Nathan Wolfs Ordensammlung, 1915–1962

au verschleppt. Dort kam er nach mehreren Wochen nur mit der Auflage wieder frei, Deutschland sofort zu verlassen. Eisner floh 1939 nach Bolivien, ein Jahr später folgte ihm seine Familie nach. Dort gelang es ihm bereits nach kurzer Zeit, seine berufliche Laufbahn als Dirigent und Komponist wieder aufzunehmen. 1944 begann er am Staatlichen Konservatorium in La Paz zu unterrichten. Gleichzeitig beauftragte man ihn mit der Gründung eines Staatlichen Sinfonieorchesters: Eisner gründete das *Orquesta Sinfónica Nacional*, das er bis zu seinem Tod 1956 leitete.

53 Gedenkstätte Jacob Picard/
Leihgabe Gert Wolf. Mein
Dank gilt Frau Dr. Overlack
und ihren hilfreichen Anmer-
kungen zur Lebensgeschich-
te Nathan Wolfs.

In einem goldenen Rahmen auf schwarzem Samt ist eine beeindruckende Sammlung von Orden und Ehrenabzeichen aufbewahrt, darunter das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse, das Silberne Verwundetenabzeichen und das Bundesverdienstkreuz, verliehen 1962

(Abb. 17).⁵³ Wem gehört diese Sammlung und aus welchem Grund ist sie auf so repräsentative Art aufbewahrt? **Nathan Wolf** (1882–1970) wurde als Sohn eines Viehhändlers in Wangen am Untersee (Landkreis Konstanz) geboren. Er studierte Medizin und zog 1914 freiwillig als Feldarzt in den Krieg, beantragte mehrmals während seines Kriegseinsatzes die Versetzung an aktivere Frontabschnitte (Abb. 18). Zwei Kriegstagebücher sind überliefert, in denen er detailliert über seine Erlebnisse berichtet. Seine jüdische Herkunft hatte bei Wolf in diesen Jahren scheinbar keinen großen Stellenwert, zumindest lassen seine Ausführungen in den Tagebüchern diesen Schluss zu. Jedoch wurden zahlreiche der heute als ‚authentisch‘ und ‚original‘ aufgefassten Kriegstagebücher erst nach Kriegsende 1918 in der vorliegenden Form zusammengestellt. Die Realität der Front lud nicht zum Tagebuchschreiben ein, bei vielen der Schreibenden reichte die Zeit nur für Stichpunkte und kurze Notizen, die dann rückblickend und reflektierend zu einem persönlichen Kriegstagebuch kompiliert wurden. Auch bei Wolf scheint dies der Fall gewesen zu sein. Seine Aufzeichnungen sind jedoch nicht von persönlichen Gefühlen und Gedanken geprägt, sondern geben eher dem Chronisten Nathan Wolf Raum, der über das ‚Ereignis Krieg‘ aus aufgeklärter militärpolitischer Perspektive berichtete. Es findet sich jedoch im privaten Nachlass der Familie Wolf ein handgeschriebener



18 Nathan Wolf in Uniform, um 1914

20 Riesser, Gabriel (1867):
Gesammelte Schriften. Bd. 2,
Frankfurt, S. 152 f.; Bd. 3,
S. 60 f.

21 Das heißt nicht, dass
preußische Offiziere keine
antijüdischen Vorurteile
hegten. Eine Karriere als
aktiver Offizier blieb Juden
versperrt, ebenso wie das
Reserveoffizierspatent, um
das sich lediglich getaufte
Juden mit einigem Erfolg
bemühen konnten. Die
bayerische Armee verfuhr
weniger restriktiv, weshalb
sie unter Einjährig-Freiwil-
ligen jüdischen Glaubens
besonders beliebt war.

IV.

1914 war der Kriegsfreiwillige Otto Rothmann, wie sein Vater stolz vermeldete, im 1. Garde-Dräger Regiment eingestellt worden. Auch Vater Max hatte sein freiwilliges Jahr 1886 in einem Garderegiment verbracht, bevor er Medizin studierte und der Armee als mehrfach dekoriertes königlicher Oberarzt verbunden blieb. Ob Max' Vater Oscar, 1835 als Kaufmannssohn in der preußischen Provinz Posen geboren, ebenfalls gedient hatte, ist nicht verbürgt, aber wahrscheinlich. Immerhin zog man ihn 1864, im Deutsch-Dänischen Krieg, als Sanitäter ein. Als Stabsarzt nahm er auch an den Kriegen 1866 und 1870/71 teil und wurde mit diversen Orden und dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Die Rothmanns waren folglich mit der preußisch-deutschen Militärtradition eng vertraut und hatten offenbar nicht unter ihr gelitten, im Gegenteil. Sie bejahten die Monarchie und waren stolz darauf, dem König und seiner Armee zu Diensten sein zu dürfen. Umgekehrt hatten König und Armee sie korrekt behandelt und ihre Karriere nicht behindert. Dass Max sich ein Garderegiment ausgesucht hatte, um den Militärdienst abzuleisten, und dass sein Sohn Otto das gleiche tat, zeigt, wie selbstbewusst sie ihr „Ehrenrecht“ wahrnahmen und welchen Platz sie sich in der militärischen Hierarchie wünschten. Dass ihnen dieser Wunsch erfüllt wurde, beweist, wie stark sich das Militär seit den 1840er Jahren verändert und von seiner dezidiert antisemitischen Einstellung distanziert hatte.²¹

Für junge Männer, die im Kaiserreich aufwuchsen – egal ob jüdischer, evangelischer oder katholischer Konfession –, gehörte der Militärdienst selbstverständlich zum Lebenslauf hinzu. Man akzeptierte ihn nicht nur als „Schule der Nation“, sondern zunehmend auch als „Schule der Männlichkeit“. Das hohe Prestige der Armee nach den Einigungskriegen übersetzte sich in eine wachsende Bereitschaft junger Bürgersöhne, an diesem Prestige teilzuhaben und sich damit zugleich als ‚richtige Männer‘ zu profilieren. Im Militär, hieß es immer wieder, erwerbe der Jüngling männliche Reife; Max Weber sprach mit Blick auf seine eigene Dienstzeit von einer „Dressur zur ‚Schneidigkeit‘“, die entscheidend dazu beigetragen habe, die

„ausgeprägte innere Schüchternheit und Unsicherheit der Knabenjahre“ zu beseitigen.²²

Ähnlich notierte es Ludwig Goldstein in seinen Erinnerungen. 1867 in Königsberg als Sohn eines jüdischen Schneidemeisters und einer evangelisch getauften Mutter geboren, leistete er sein freiwilliges Dienstjahr 1890/91 ab und bezeichnete es rückblickend als einen „Segen für immer“. „Für mich weichen, ja weichlichen Kerl“ sei die „militärische Durchbildung und Erziehung des ganzen Menschen [...] besonders nützlich und notwendig“ gewesen: „Die Loslösung vom Schreibtisch, die fast ausschließliche Einstellung auf das Körperliche, der Verzicht auf so manche entbehrliche oder eingebilddete Bequemlichkeit, der Verkehr mit ganz anders gearteten, einfachen Volksgenossen, die genaueste Gewöhnung an Pünktlichkeit und Gehorsam – ja schon die Abkehr von allerhand ‚Nervositäten‘, das mit Recht so beliebte ‚Sich die Beine in den Leib stehen‘, das ewige ‚Im Schwindel sein‘ – kurz, dieses ganze Hartwerden in unablässiger Zucht war für den Abiturienten und Studenten von damals gesunde Schulung“.²³

22 Weber, Marianne (1950):
Ein Lebensbild. Heidelberg,
Zitat S. 80. Die Formulierung
vom Militär als „Schule der
Männlichkeit“ stammt von
Paulsen, Friedrich (1902):
Die deutschen Universitäten
und das Universitätsstudium.
Berlin, S. 471.

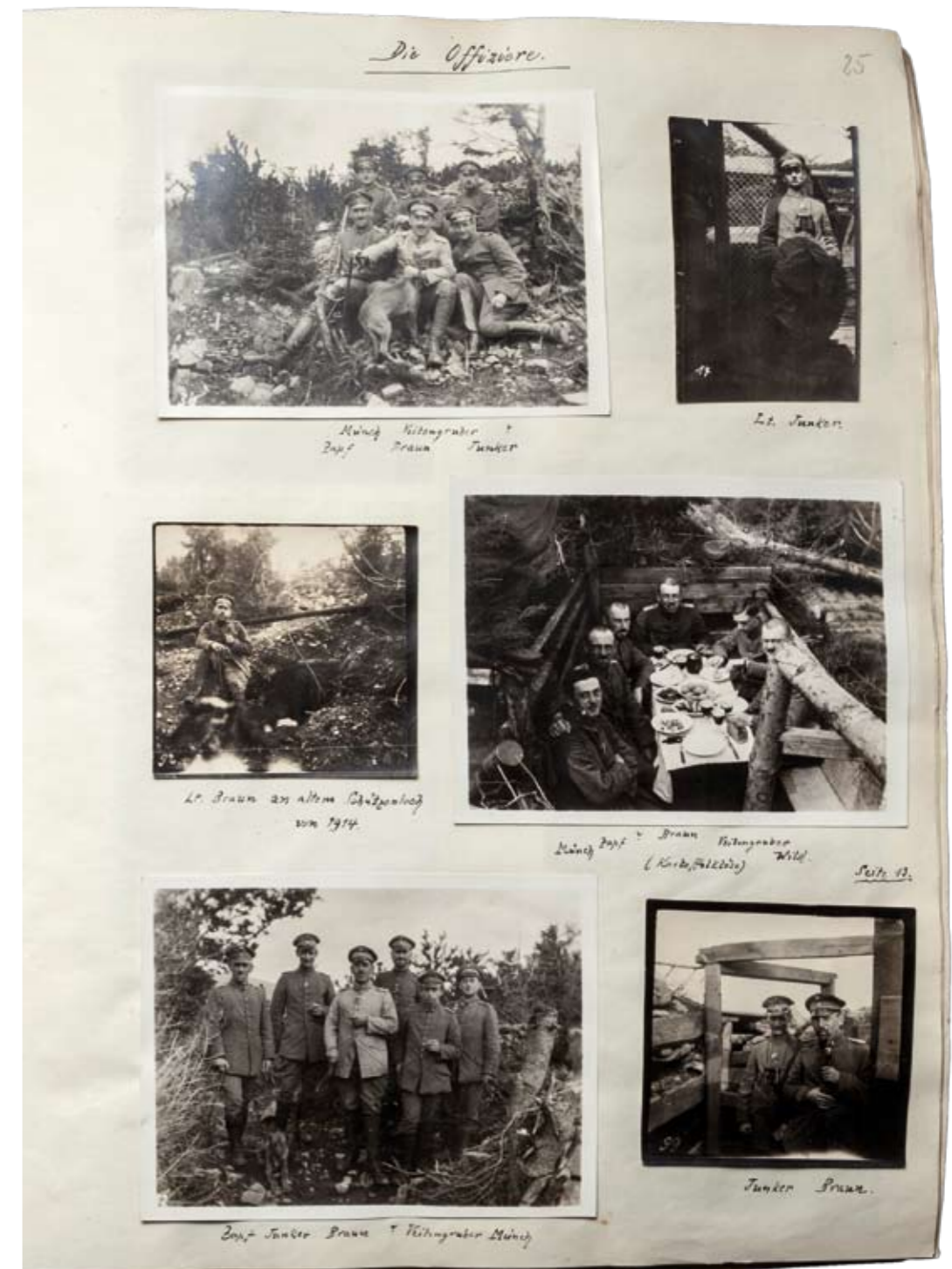


5 Antisemitische Postkarte „Gruß von der Musterung“, 1904

Letzteres war essentiell für das Überleben der Soldaten, die mit ihrer Isolation fertig werden mussten und damit, ihrer traditionellen Sozialstruktur entfremdet zu sein.⁵ Als vergleichsweise älterer Mann in der Welt der Schützengräben sah sich Lebrecht als Vaterfigur, die jüngeren und von der Kriegserfahrung verstörten Kameraden Mut zusprechen konnte. Im Tagebuch stellt er sich als „optimistischen“ Kameraden dar, der die Ängste mit seinem Humor und seiner Zuversicht zu verkleinern vermochte. Unter Granatbeschuss, so schrieb er, beruhigte er seine Gefährten und half, ihre Furcht zu beschwichtigen: „Ich selbst war ganz kühl und kein bisschen [sic] aufgeregt, machte sogar noch etwas Witze“.⁶ Humor war ein wirksames Mittel gegen die Furcht angesichts des Kriegs. Für viele Männer waren makabrer Humor und Fatalismus die Norm. Lebrecht dagegen übernahm voller Enthusiasmus die Rolle des freundlichen Komikers seiner Einheit.⁷ Es erfüllte ihn mit großem Stolz, den Platz des „guten Kameraden“ einzunehmen, und dies schuf für ihn selbst ein Gefühl von Zugehörigkeit und Akzeptanz. Er legte seinem Tagebuch ein Photo bei, auf dem er seinen Stahlhelm, seine Uniform sowie ein breites Lächeln zur Schau stellt, und das mit folgender Unterschrift versehen ist: „Frei nach dem Plakat: Zeichne Kriegsleihe“ (Abb. 4).⁸ Dies war eine Anspielung auf das berühmte und populäre Bild eines stahlhelmtenden Feldgrauen, das dazu diente, für Kriegsleihen zu werben. Lebrecht identifizierte sich mit etwas Humor mit diesem Symbol für Patriotismus, Kameradschaft und Männlichkeit (Abb. 5).

Kameradschaft stellte auch deshalb einen entscheidenden Aspekt in Lebrechts Kriegserfahrung dar, da sie ihm als deutsch-jüdischem Soldaten den Weg zu Assimilation und Integration ebnete. Sein Selbstbild war das eines beliebten Kameraden. Er schrieb, er wolle an der Front einfach nur „meine Pflicht erfüllen“ und als Jude nicht anders als andere behandelt werden.⁹ Indem er sich als guter Kamerad erwies, so dachte er, könne er sich wie jeder andere auch im Dienst am Vaterland Anerkennung verschaffen. Er sah sich

- 5 Kühne, Thomas (1996): „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“ – Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert“. In: Ders. (Hg.): Männergeschichte-Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt/Main, S. 174–191.
- 6 Paul Lebrecht Kriegstagebuch, 27. August 1916.
- 7 Zu den psychologischen Mechanismen unter Soldaten, mit Gewalt umzugehen, siehe: Watson, Alexander (2008): Enduring the Great War: Combat, Morale and Collapse in the German and British Armies, 1914–1918. Cambridge, Kap. 3.
- 8 Paul Lebrecht Kriegstagebuch, 6. Juni 1917 (Bild 2739).
- 9 Paul Lebrecht Kriegstagebuch, 24. September 1916.



3 Paul Lebrecht mit Kameraden am gedeckten Tisch, 1916

Mediziner, Pharmakologen, Zoologen und Veterinäre untersuchten am KWI interdisziplinär akute Kampfstoffverletzungen und chronische Erkrankungen gasvergifteter Soldaten. Um die physiologischen und toxischen Wirkungen von Kampfstoffen sowie mögliche pharmakologische Behandlungsmethoden zu erforschen, wurden zahlreiche Tier- und Humanexperimente durchgeführt.⁵³ Eine weitere Abteilung beschäftigte sich mit der Ausbreitung von Teilchenwolken in der Atmosphäre.⁵⁴

Mitte Februar 1917 unterbreitete Haber den Vorschlag, ein von der Heeresverwaltung finanziertes Institut innerhalb der KWG einzurichten, das sich dauerhaft der Erforschung von chemischen Waffen und Schutzmöglichkeiten widmen sollte.⁵⁵ Der Senat der KWG, der über Neugründungen von Kaiser-Wilhelm-Instituten mitzuentcheiden hatte, befürwortete Habers Vorschlag grundsätzlich. Nur der Heidelberger Mediziner Ludolf von Krehl wandte sich als Senatsmitglied der KWG offen gegen Habers Pläne, ein Gasinstitut zu errichten, da die KWG zivilen Forschungsaufgaben dienen sollte.⁵⁶ Als Krehl dem Präsidenten der KWG seine Abwehrhaltung darlegte, schwangen darin auch antisemitische Töne mit:

Wenn man nicht von vorneherein außerordentlich aufpaßt, wird das ein Staat im Staate, der umso tyrannischer auftreten wird, als er über die ganze jüdische Betriebsamkeit und – über eine ganze Anzahl von Extraordinarien verfügt, die an sich keine Stellen haben und jetzt wie ich den Eindruck habe, in ihren Stellen verbleiben wollen. Aber gerade für die Wahl der Mitglieder eines Gasinstituts muss doch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft auch eine Stimme haben.⁵⁷

Im September 1918 verfolgte Haber schließlich den Plan, die Institutsgründung ohne Zustimmung der Gremien der KWG in Form einer Stiftung zu realisieren, deren Kapital in Höhe von sechs Millionen Reichsmark aus den Kriegsgewinnen des Gasmaskengeschäfts der Auergesellschaft gebildet werden sollte. Obwohl der Betrag noch angewiesen wurde,

53 Szöllösi-Janze 1998, S. 353 f.

54 Ebd., S. 352 f.; Haber 1986, S. 127.

55 Burchardt, Lothar (1990): „Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Ersten Weltkrieg“. In: Vierhaus Rudolf/Bernhard vom Brocke (Hg.): Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft. Stuttgart, S. 163–196, hier S. 189 f.; Stoltzenberg, Dietrich (1991): Zur Geschichte des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie zur geplanten Veränderung des Instituts in eine Forschungs- und Entwicklungsstätte des Heeres für den Gaskampf und Gaskampf auch in Friedenszeiten 1916 und nach 1933“. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte, 14, S. 15–23; Szöllösi-Janze 1998, S. 365 f., 368.

56 Szöllösi-Janze 1998, S. 367.

57 Ludolf von Krehl an von Harnack, 20.2.1918, AMPG, Abt. I, Rep. 1 A, Nr. 1971, fol. 99; Stoltzenberg 1994, S. 306; Szöllösi-Janze(1998, S. 370.

58 Ebd., S. 370–373.



8 Fritz Haber als Zielscheibe antisemitischer Hetze: „Chemischer Krieg, wenn Juden Gift + Serum liefern. Rezept: Talmud“. Postkarte der Interessen-Gemeinschaft der Giftgasgegner Hamburg-Altona, o.Dat.

hatte das Projekt in den sich überstürzenden Ereignissen der Novemberrevolution keine Aussicht mehr, realisiert zu werden.⁵⁸ Das im Versailler Vertrag festgelegte Forschungsverbot über chemische Kampfstoffe (Art. 171) betraf auch die Gaskriegsforschung am KWI für physikalische Chemie und Elektrochemie.⁵⁹